

Dursli und Babeli : Versuch der Wiederherstellung einer korrekten Mundartfassung

Autor(en): **Kully, Rolf Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch für Solothurnische Geschichte**

Band (Jahr): **90 (2017)**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-736878>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DURSLI UND BABELI

Versuch der Wiederherstellung
einer korrekten Mundartfassung

ROLF MAX KULLY

Das Gedicht, das wir hier zur Diskussion stellen, wurde den deutschsprachigen Lesern 1788 durch Johann Gottfried Herder (1744–1803) bekannt gemacht. Dies ist der Terminus ante quem für die Entstehung. Es steht im zweiten Buch der Volkslieder als Nr. 9 und trägt den Titel *Dusle und Babele, ein Schweizerliedchen*.¹ Herders Gewährsmann war vermutlich Johann Caspar LAVATER (1741–1801), der ihm Lieder aus der Schweiz lieferte.² Das Gedicht wurde unverzüglich in seinem poetischen Wert erkannt. Schon drei Jahre später komponierte der damals zwanzigjährige Ludwig van Beethoven seine «Sechs leichten Variationen in F-Dur über ein Schweizerlied», ihm kann man die Melodie entnehmen. Der Text lautet wie folgt:

1 Vgl. Werner Dankert, *Das Volkslied im Abendland*. Bern und München 1966, S. 6.

2 Gaier, S. 1012.

Es hätt e Buur e Töchterli,
Mit Name hieß es Babeli,
Es hätt' e paar Zöpfle, sie sind wie Gold,
Drum ist ihm auch der Dusle hold.

Der Dusle lief dem Vater na:
«O Vater, wollt ihr mir's Babele lahn?»
«Das Babele ist noch viel zu klein;
Es schläft dieß Jahr noch wohl allein.»

Der Dusle lief in einer Stund,
lief abe bis gen Solothurn,
Er lief die Stadt wohl uf und ab,
Bis er zum öbersten Hauptmann³ kam.

«O Hauptmann, lieber Hauptmann mi,
I will mi dingen in Flandern ni!»
Der Hauptmann zog die Seckelschnur,
Gab dem Dusle drei Thaler drus.

Der Dusle lief wohl wieder heim,
Heim zu sinm liebe Babelein;
«O Babele, liebes Babele mi,
Jetzt hab i mi dungen in Flandern ni!»

Das Babele lief wohl hinters Huus,
es grient ihm schier sin Äugele uus:
«O Babele, thu doch nit so sehr
I will ja wieder kommen zu dir!»

Und komm i übers Jahr nit heim,
So will i dir schreiben e Briefelein,
Darinnen soll geschrieben stahn:
«I will min Babele nit verlahn!»

3 Gemeint ist der Oberst.

1807, nach Herders Tod, erhielt die Sammlung von seiner Witwe Caroline und ihrem Mitarbeiter Johannes VON MÜLLER den etwas geschraubten Titel *Stimmen der Völker in Liedern*. In späteren Fassungen und in der Literatur wird das Lied auch *Der Dursli und s' Babeli*⁴, *Schweizerliedchen*⁵, *Das alte Grenchner Lied*⁶, *Der Dursli dingt z Chrieg*⁷ und selbst *Der papierig Himmel*⁸ genannt.

Mit diesem Lied haben sich internationale und lokale Gelehrte und Liebhaber der Volksdichtung sowie weitere Komponisten auseinandergesetzt und es mehrfach bearbeitet und publiziert. Nachdem der erste Herausgeber versucht hatte, es so nahe wie möglich ans Hochdeutsche heranzuführen, stellten sich spätere Bearbeiter die Aufgabe, die verlorene ursprüngliche Mundartfassung wieder herzustellen. Jeder Herausgeber erlaubte sich Eingriffe, so dass wir heute fast ebenso viele Fassungen wie Editionen kennen. Da Herders schweizerische Vorlage offenbar verschollen ist, kann man sich nur durch eine genaue Lokalisierung, intime Kenntnis des Dialekts und die strikte Anwendung linguistischer Regeln durch die vorliegende Fassung an den Urtext herantasten. Auf der andern Seite enthält das Gedicht auch einige wenige typisch alemannische oder sogar leberbergische⁹ Eigenheiten und Anspielungen, die dem ersten Bearbeiter entweder entgangen sind oder die er nicht verstand und wegen des Lokalkolorits absichtlich nicht zu korrigieren versuchte. Jedenfalls bedauerte Herder selbst die Eingriffe, die er in den Text hatte geglaubt machen zu müssen.¹⁰ Zu den wichtigen Anspielungen gehört die Mitteilung, dass Dusle in einer Stunde nach Solothurn hinunter gelaufen sei. Dadurch wird die Lokalisierung des Gedichts im Leberberg gesichert.

Die oben abgedruckte am weitesten verbreitete Fassung weist nicht nur auf bewusste Eingriffe, sondern auch auf mündliche Tradition des dialektalen Textes durch einen ungeschulten, damit aber auch unverdorbene Sprecher hin. Er hat den Wortlaut zum Teil fehlerhaft diktiert oder niedergeschrieben. Wie viel schon Lavater, Herder oder von Müller zum

4 Solothurnisches Wochenblatt vom 19. Mai 1810.

5 Müller-Blattau, S. 179.

6 «Alte solothurnische Volkslieder». In: Solothurner Zeitung vom 31. 01. 1868, Nr. 14. – Strub, Heimatbuch Grenchen, S. 547–549.

7 Hermann Welcker, S. 46, der hier den Untertitel für die ersten Strophen zum Haupttitel macht.

8 Ludwig Tobler, Schweizerische Volkslieder, S. 174–176.

9 Der solothurnische Bezirk Leberberg reicht auf der linken Seite der Aare von Grenchen bis nach Flumenthal und von der Aare bis auf die Höhe der ersten Jurakette.

10 Vgl. den Stellenkommentar in Herder, Volkslieder, S. 1012f.

besseren Verständnis der deutschen Leser verändert haben, lässt sich nur vermuten, nicht aber nachweisen. Die schriftsprachlichen Einsprengsel könnten nämlich zu einem geringen Teil auch original sein, wir finden sie ebenfalls in anderen Mundartgedichten der Zeit. Die dialektalen Auffälligkeiten so wie auch textliche Hinweise deuten jedoch auf den oberen solothurnischen Kantonsteil. Nicht umsonst wird das Gedicht auch als Grenchner Lied bezeichnet.

Zu den mundartlichen Besonderheiten gehört das Festhalten an den mhd. langen Monophthongen [i:], [y:] und [u:], von denen jedoch im Gedicht nur [i:] und [u:] belegt sind. *Buur* (1,1), *uf* (3,3), *drus* (4,4), *mi* (4,1), *ni* anstatt *i* (4,2), *Huus* (6,1), *grient* [gri:nt] (6,2), *sin ... uus* (6,2). Typisch für den Dialekt ist auch der Abfall des auslautenden mhd. [n] in *Töchterli* (1,1), *Zöpfle* (1,3), *Äugele* (6,2), *abe* (3,2), *mi* (4,1) und der Verlust des Konsonanten [x] *ch* in einsilbigen Wörtern *na* für *nach* (2,1), *i mi* für *ich mich* (5,4).

Von den alten Diphthongen [iə, yə, uə], die im Alemannischen erhalten sind, wird im Lied nur der erste bezeichnet, weil er auch in der Schriftsprache vorkommt, wo er aber zu [i:] umgedeutet ist: *wie* (1,3), *lieber* (4,1), *liebe* (5,2), *schier* (6,2), *Briefelein* (7,2), während die andern beiden wie Monophthonge wiedergegeben werden.

Unter Akzent werden die Fortes im Dialekt lenisiert, jedoch ist dieses Phänomen im Gedicht nicht fassbar. Der Herausgeber schreibt *Töchterli* (1,1), *paar* (1,3), *Thaler* (4,4) anstatt *Döchterli*, *baar*, *Daler*. Ebenso trägt er der Lautverschiebung von [k] zu [x] nicht Rechnung. Er schreibt *klein* (2,3) und *kommen* (6,4), anstatt *chlei* und *cho*. Die Verbform *hätt* (1,1) ist in der Solothurner Mundart die Form des Konjunktivs II, muss hier aber, vielleicht als Anlehnung an weiter östlich gültige Dialekte, als Indikativ verstanden werden. Die Reduktion des maskulinen und neutralen Artikels auf *e /ə/*: *e Buur ... e Töchterli* (1,1 und 1,2), *e Briefelein* (7,2) entspricht offenbar der älteren regulären mundartlichen Form, heute lautet er im Neutrum *es*. Für das offene Schluss-[ɪ], wofür das Normalalphabet kein Zeichen hat, setzte der Herausgeber den Buchstaben *e* mit dem Lautwert [ə]: *Dusle*, *Babele* usw.

Am interessantesten ist die bisher nicht korrekt erklärte Form *Dusle*¹¹. Sie wurde von Ulrich Gaier als Verschreibung für *der Ursli* gedeutet. Diese Erklärung ist aus morphologischen und syntaktischen Gründen nicht haltbar. Die Namenform ist der Versuch, das solothurnische Hypokoristi-

11 Ebd.

kon (Kurz- oder Koseform eines Namens) ['du:s:lɪ] wiederzugeben, verfehlt jedoch die Quantität und die Qualität sowohl des Vokals als auch des Konsonanten. Sie geht zurück auf eine aus *Sankt Urs*, mundartlich *SantUrs*, agglutinierte Form. Dabei handelt es sich um den Namen des Märtyrers und Solothurner Stadtpatrons Sankt Ursus, der ums Jahr 303 zusammen mit seinen Kameraden auf der Aarebrücke enthauptet wurde. Sprachlich wurde zuerst der Schlusskonsonant des Wortes *Sant* mit dem Namen verbunden, was zu *Durs* führte¹², eine Form, die man im Umkreis von Solothurn auch heute noch hören kann¹³. Dann fiel das [r] unter Dehnung des nachfolgenden Konsonanten weg. Dieser [r]-Verlust vor Konsonant ist im Dialekt der Gegend um Solothurn und heute vor allem im Bezirk Thal verbreitet, obschon er in der Mundartliteratur kaum je wiedergegeben wird. Aber man vergleiche dazu die Aussage über den plötzlichen Tod eines Organisten: *Am Moogge hed er no googgelet und zoben isch er gschtöope* ‹Am Morgen hat er noch die Orgel gespielt, und am Abend ist er gestorben›¹⁴, oder den scherzhaften Satz: *S Maaggrit het e waammi Wuuscht im Choop ufe Bäägg treit* ‹Margrit hat eine warme Wurst im Korb auf den Berg getragen›¹⁵.

Der Mädchenname *Babeli* ist eine Koseform von *Barbara*. Er geht zurück auf die heilige Nothelferin Barbara, die Schutzpatronin der Bauleute und Artilleristen, und zeigt wie ['du:s:lɪ] den [r]-Verlust vor einem andern Konsonanten. Er ist durch die starke Verbreitung in vielen Fällen zu einem nicht onymischen Substantiv *Babi* geworden, das wie die Verkleinerungsform *Babeli*, die Bedeutung ‹kindisches, einfältiges, ungeschicktes Mädchen› bekommen hat. Das umgelautete Wort *Bäbi* ist das solothurnische Wort für das Kinderspielzeug ‹Puppe›. Daneben hat die Koseform auch eine Bedeutung im Kegelspiel: Wer alle neune umlegt, wirft ein *Babeli*.¹⁶

Das Gedicht ist jedoch stark an die Schriftsprache angeglichen. Schriftsprachlich sind die Präterita der Verben *hieß* (1,2), *lief* (2,1; 3,1; 3,2; 3,3; 4,1; 5,1), *kam* (3,4), *zog* (4,3). Die Schweizerdeutschen Mundarten kennen als einzige Vergangenheits- und Erzählform das Perfekt, weshalb der Dialekt in Erzählungen nicht selten auf das Präsens ausweicht. Gewisse Reime, die

12 Ähnlich wurde der Name der Basler Vorstadt Sankt Alban zu Dalbe agglutiniert.

13 Durs wurde auch als eigenständiger Name gegeben. Vgl. *Idiotikon* 13, 1679f.

14 Mitgeteilt von Verena Altenbach, Olten.

15 Mitgeteilt von Kurt Dobler †, Günsberg.

16 Vgl. *Id.* 4, 915–920.

im Hochdeutschen unrein sind, wären in der Mundart korrekt: *na* (2,1) / *la(n)* (2,2) für solothurnisch *no* / *loh*.

Eine inhaltliche Schwierigkeit liegt in der Wendung, dass der Hauptmann dem Dusle drei Thaler Handgeld aus der *Seckelschnur* gibt, denn er trägt das Geld im Seckel und nicht in der Schnur. Hingegen ist der Ausdruck *lieber Hauptmann* für einen militärischen Vorgesetzten, der uns heute befremden kann, in älterer Zeit auch in offiziellen Schreiben üblich. Man vergleiche dazu die obrigkeitlichen Wendungen: *vnfers lieben herren deß Obriften* (vom Staal, Reisenotizen, 41); *vnser Lieber herr Öbriften* (a. a. O., 43), *vnferm Lieben herren dem Öbriften* (a. a. O., 43) und so weiter, die der Rat von Solothurn in Briefen an seine Soldtruppen im Feld richtete.

Bemerkenswert ist die Höflichkeitsform, mit der Dusle den Vater Babels anredet. Sie geht zurück auf ein falsch verstandenes viertes Gebot «Du sollst Vater und Mutter ehren» im Sinne von mit *Ihr* anreden. Diese Form galt in Grenchen noch im Beginn des 20. Jahrhunderts. Mein Vater (1911–1972) war das jüngste Kind seiner Familie und das einzige, das die Eltern duzen durfte.

Das Lied lud durch seine unvollkommene Sprache direkt zu puristischen Bearbeitungen und durch das offene Ende zu Ergänzungen ein. Am 19. Mai 1810 erschien im Solothurnischen Wochenblatt, Nr. 20 (S. 153–160), ein Gedichtzyklus *Der Dursli und s'Babeli, in sechs Liedern* von einem ungenannten Verfasser. Es handelt sich um eine ausgeweitete Ballade, die über Durslis Solddienst und Urlaub bis zur Eheschliessung der beiden Liebenden führt. Das erste Lied ist, abgesehen von einigen orthographischen Eingriffen, weitgehend identisch mit dem Erstdruck bei Herder. In den folgenden fünf Gedichten folgt jedes einem eigenen Versmass. Sie sind aber alle sprachlich viel schwächer und inhaltlich banaler als das erste. Wir verzichten auf eine Wiedergabe, da wir nicht glauben können, dass wir hier die originale Fassung vor uns haben. Das dritte Lied nimmt das Thema des «Bettlers» aus Johann Peter Hebels Alemannischen Gedichten auf, in dem ein verkleideter angeblich Kriegsversehrter mit einem falschen Bart sich von einem jungen Mädchen das Elternhaus eines Kameraden zeigen lässt, bevor er sich selbst als ihr Bräutigam zu erkennen gibt.¹⁷ In diesem Gedicht von 1810 wird das Mädchen Martis Babeli genannt und ihm eine jüngere Schwester Anneli zugeschrieben. Ein weiterer in Kleinigkeiten abweichender Druck dieser Fassung folgte 1868 in der Solothurner Zei-

17 Johann Peter Hebel, Alemannische Gedichte, S. 168–171.

tung, Nr. 14–16. Darauf stützte sich dann 1889 Herman Welcker in seiner Ausgabe der Dialektgedichte aus dem gesamten deutschen Sprachraum. Er übernahm aus dem ersten Lied den Strophentitel «Der Dursli dingt z Chrieg». Meines Erachtens haben wir es mit einem etwas späteren Zusatz zu tun, was sich nicht durch die mindere Qualität des Textes, sondern vor allem durch die korrigierte Namenform *Dursli* erkennen lässt.

1818 folgte die dritte Auflage der Schweizer Kühreihen, zu welcher Gottlieb Jakob Kuhn, damals Pfarrer in der Emmentaler Gemeinde Rüderswil, drei Nummern schriftlich beige-steuert hatte. Die eine davon ist *Dursli und Babeli* in der Vertonung von Ferdinand Fürchtegott HUBER (1791–1863). Das Lied trägt hier neben dem deutschen auch einen adaptierten französischen Titel *Urbain et Babette*. Textlich bringt die Ausgabe einzig die erste Strophe in korrekter Mundart und mit lediglich drei Abweichungen: *Es het e Buur es Töchterli, mit Name heisst es Bäbeli. Es het zweu Züpfli gelb wie Gold, drum ist ihm au der Dürsli hold.*

1826 publizierte Johann Rudolf Wyss das Lied in seiner Sammlung von Kühreihen und hängte ihm eine weitere Strophe vom papierenen Himmel an. Diese wurde in der Folge so populär, dass das ganze Lied nach ihr «Der papirig Himmel» benannt wurde. Sie ist dort jedoch nicht im Leberberger, sondern im Berner Dialekt überliefert. Weil sie aber von Schild übernommen wurde und sich so nahtlos in den Text einfügt, als ob sie immer dazu gehört hätte, fügen wir sie hier an:

Und wenn der Himmel papirig wär
 Und jede Stern e Schriber wär
 Und jede Schriber hätt sibe, sibe Händ,
 si scribe doch minr Lieb keis End.

Mit dieser Strophe hat sich am eingehendsten der Weimarer Bibliothekar Reinhold KÖHLER (1830–1892) auseinandergesetzt und nicht weniger als 66 Parallelen aus hebräischen, griechischen, arabischen, lateinischen, serbischen, italienischen, französischen, deutschen, englischen und spanischen Quellen beigebracht. Es geht in allen um die Unmöglichkeit, einem starken Gefühl oder einer unerhörten Erkenntnis Ausdruck zu verleihen. Ob dies die Grösse Gottes, die Schönheit des Paradieses, die Tiefe des Liebesgefühls, die Intensität des Liebesgenusses, die Zahl erlittener Schicksalsschläge oder das Leid um einen Verlust betrifft, der Sprecher kann nicht anders als sich in die Unmöglichkeitsmetapher zu flüchten.

1835 folgte, gestützt auf Herders Ausgabe, der Abdruck bei Friedrich Karl Freiherrn von ERLACH, Bd. 4, S. 345 f. Und 1856 erschien im Deutschen Liederhort von Ludwig ERK ein Gedicht «Dursli und Babeli» in elf Strophen. Hier ist der Text berndeutsch überlagert. Diese Fassung ist zwar, abgesehen von der fremden Mundart, sprachlich besser, poetisch jedoch in mancher Hinsicht viel schwächer als die ursprüngliche. Besonders störend ist die fünffache Wiederholung der Wendung *i Flandre-n-y*.

Ein weiterer in Kleinigkeiten abweichender Druck dieser Fassung folgte 1868 in der Solothurner Zeitung, Nr. 14–16. Auf diese stützte sich dann 1889 Hermann WELCKER in seiner Ausgabe der Dialektgedichte aus dem ganzen deutschen Sprachraum.

Eine sehr überlegte und korrekte Wiedergabe der Mundart bot schon 1864 der Druck des Grenchner Arztes und Historikers Franz Joseph SCHILD (1821–1889), des sogenannten «Großätti aus dem Leberberg». Schild wendet sich gegen die «ziemlich wilde Rechtschreibung neuerer im Dialect geschriebener Bücher [...]. Im Allgemeinen galt uns die Regel, keinen Vocal zu schreiben, der nicht gesprochen wird. Gedehtes i schreiben wir mit y; bei den übrigen Vocalen wird meistens nur die Schärfung durch die Verdoppelung der folgenden Consonanten bezeichnet [...]. Die Consonanten zeigen durchgängig Neigung, im Anlaut die Media statt der Tenuis zu setzen [...]. Charakteristisch für den Dialect unseres Buches ist die durchgehende Veränderung von *nd* in *ng*.» Dementsprechend wird die Lautverbindung *nd* als velarer Nasal [ŋ] *ng* transkribiert: *Häng'* (9,3) «Hände» und *Eng* (9,4) «Ende» (S. XII f.). In einer der hier nicht wiedergegebenen Strophen dieser Dichtung wird die Identifikation des Mädchens als *Martis Babeli* mit seiner Schwester *Anneli* aus der Ausgabe von 1810 übernommen.

Eine solche Geschichte weckt selbstverständlich die Neugierde nach ihrem historischen Kern. Die Begebenheit muss in der Zeit angesiedelt werden, in der sich junge Schweizer in fremde Kriegsdienste anheuern liessen. Die offiziellen flandrischen, das heisst niederländischen Werbungen begannen erst nach 1693, sie fanden jedoch zur Hauptsache in den reformierten Kantonen statt¹⁸, und Solothurn war katholisch. Werner STRUB hat in seiner Grenchner Geschichte versucht, die beiden Hauptakteure zu identifizieren. Er glaubt sie gefunden zu haben in den Personen einer Barbara Marti von Bettlach, die am 28. Oktober 1670 in Grenchen getauft

18 HBL 4, 278.

wurde, und eines nicht näher bekannten Urs Stelli aus Grenchen. Wenn diese Zuordnung stimmt und man das Babeli des Liedes zwischen vierzehn und achtzehnjährig schätzt, muss das Gedicht in der zweiten Hälfte der 1680er-Jahre entstanden sein. Barbara Marti heiratete jedoch erst am 12. Juli 1705, und zwar nicht den Urs Stelli, sondern einen Franz Abri von Falkenburg (Montfaucon) in den Freibergen.¹⁹ Dementsprechend datiert STRUB die Entstehung des Liedes eng zwischen Juli 1705 und dem 12. April 1706 oder weit zwischen 1705 und 1778. Diese Identifikationsversuche, so interessant sie sind, bringen meines Erachtens nichts für die Deutung oder das bessere Verständnis des Liedes. Ich halte denn auch die beiden Protagonisten für fiktive Gestalten.

Wir versuchen nun, das Gedicht in einer so korrekten Mundart wie möglich ohne inhaltliche Änderungen wiederzugeben. Diese wären einfach vorzunehmen, beispielsweise um das Versmass oder die Reime zu glätten, würden aber zu einer Nach- oder Neudichtung führen. Deren gibt es jedoch schon genug, ohne dass wir sie um eine weitere vermehren, weshalb wir uns, ausser in den phonologischen Belangen, strikt an HERDER halten:

19 Strub, 548.

Es het e Bur es Döchderli,
Mit Name heisst es Babeli,
Es het es Baar Züpfli, si sy wie Gold,
Drum isch ihm au der Dursli hold.

Der Dursli lauft im Vatter noh:
O Vatter, weit ihr mir s Babeli loh?
«Das Babeli isch no vil zu chlei;
Es schloft dis Johr no wohl elei.

Der Dursli lauft i einer Schdung,
Lauft abe bis go Soledurn,
Er lauft die Schdadt wohl uf und ab,
Bis är zum öberschde Haupme chunnt.

«O Haupme, liebe Haupme my,
I will mi dingen i Flanderen y!»
Der Haupme zieht die Seckelschnuer,
Gid im Dursli drei Daler drus.

Der Dursli lauft wohl wider hei,
Hei zu sym liebe Babeli;
«O Babeli, liebes Babeli my,
Jetzt han i mi dungen i Flanderen y!»

Das Babeli lauft wohl hinger s Hus,
Es grynt ihm schier syn äugeli us:
O Babeli, due doch nid so sehr,
I will jo wider cho zu dir!»

Und chumm i übers Johr nid hei
So will i dir schyben e Briefeli,
Darinne söll geschriben schdoh:
«I will mis Babeli nid verloh!»

Und wenn der Himmel bapyrig wär
Und jede Schdärn e Schryber wär
Und jede Schryber hätt sibe, sibe Häng,
si schriben doch mir Lieb keis Äng.

[əs 'het ə 'bu:r əs 'dœxdərli
mit 'na:mə 'heis:t əs 'ba:bəli
əs 'het əs ba:r 'dsypfli, si 'si: wiə 'gəld
drum 'ɪʃ əm au dər 'dʊrsli 'həld

dər 'dʊrsli lauft im 'fatər 'no:
ɔ fatər 'weɪt ɪr mir 'sba:bəli 'lo:
das 'ba:bəli ɪʃ no vil dsu 'xlɛɪ
əs 'ʃlɔ:ft dɪs 'jo:r nɔ 'vɔ:l ə'lɛɪ

dər 'dʊrsli lauft i 'eɪnər 'ʃdʊŋ
lauft 'a:bə bis go 'sɔlədʊrn
ər 'lauft dɪə 'ʃdat vɔ:l 'u:f und 'a:b
bis er dsʊm 'æbərʃtə 'haʊpmə 'xʊnt

o 'haʊpmə lɪəbə 'haʊpmə mi:
i will mi 'dɪŋən i 'flændərən 'i:
dər 'haʊpmə dsɪət dɪə 'sekəlʃnuər
'gɪt im dʊrsli drii 'da:lər 'dru:s

dər 'dʊrsli lauft vɔ:l 'vɪ:dər 'hɛɪ
'hɛɪ dsu sɪm lɪəbə 'ba:bəli
o: 'ba:bəli lɪəbəs 'ba:bəli mi:
jets 'han i mi dʊŋən i 'flændərə ni:

das ba:bəli 'lauft vol 'hɪŋərs 'hu:s
əs 'gri:nt ɪ:m ʃɪər si:n 'ævgəlɪ 'u:s
o 'ba:bəli duə dox 'nɪt so 'seɪr
i 'wɪl: jo 'wɪdər 'xɔ: zu 'dɪ:r

und 'xʊm: ɪ: ɪ:bərs 'jo:r nɪd 'hɛɪ
sɔ 'wɪl i dɪ:r 'ʃri:bən əs 'brɪəfəlɪ
dar'ɪn:ə sɛl: gə'ʃri:bə ʃdɔ:
i wɪl: mi:s 'ba:bəli nɪt vər'lo:

und wen: dər 'hɪm:əl bap'ɪ:rɪg 'væ:r
und jeɪ:də 'ʃdæ:rn ə 'ʃri:bər 'væ:r
und 'je:də ʃri:bər hæ:t: 'sɪbə sɪbə 'hæŋg
sɪ 'ʃri:bə dox: mir 'lɪəb keɪs 'æŋg]

Herder hatte den Text des Liedes mitsamt der Melodie erhalten und charakterisiert diese wie folgt: «Die Melodie ist leicht und steigend, wie eine Lerche, der Dialekt schwingt sich in seiner lebendigen Wortverschmelzung ihm nach, wovon freilich in den Lettern auf dem Papier wenig bleibt.» Mit dieser Charakterisierung lässt sich nicht viel anfangen. Aber zweifellos lässt sich aus dem Thema von Beethovens Variationen über ein Schweizerlied die ursprüngliche Melodie ermitteln.

Sechs Variationen in F

über ein Schweizer Lied

Thema
Andante con moto

14.

Wo O 64

AUSGABEN UND LITERATUR:

1. Arnim, L. Achim von und Clemens Brentano: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Vollständige Ausgabe nach dem Text der Erstausgabe von 1806/1808. Zürich o. J.
2. Beethoven, Ludwig van: Leichte Klavierstücke und Tänze, hrsg. von Michael Töpel. Kassel, Basel, London, New York, Prag o. J., S. 26.
3. Erk, Ludwig: Deutscher Liederhort. Berlin 1856.
4. Erlach, Friedrich Karl Freiherr von: Die Volkslieder der Deutschen. Eine vollständige Sammlung der vorzüglichsten Volkslieder von der Mitte des fünfzehnten bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, Bd. 4, Mannheim 1835.
5. HBLS: Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz. Neuenburg 1921–1934.
6. Hauffen, Adolf: Die Vertretung von Niemals im Volksliede. In: Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Nachdruck der Ausgabe Graz 1895, S. 173.
7. Hebel, Johann Peter: Allemannische Gedichte. Fünfte, vollständige Original Ausgabe. Arau (sic!) 1820.
8. Herder, Johann Gottfried von: Stimmen der Völker in Liedern. Gesammelt, geordnet, zum Theil übersetzt durch J. G. von Herder. Neu herausgegeben durch Johann von Müller. Stuttgart und Tübingen 1828.
9. Herder, Johann Gottfried: Volkslieder, Übertragungen, Dichtungen. Herausgegeben von Ulrich Gaier. Frankfurt a. M. 1990.
10. Id.: Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in

- Zürich. Bearbeitet von Friedrich Staub und Ludwig Tobler. Frauenfeld 1881 ff. (noch unvollendet).
11. Köhler, Reinhold: Und wenn der Himmel wär Papier. In: *Orient und Occident* 2 (1863), S. 546–559.
 12. Müller Blattau, Josef: *Deutsche Volkslieder. Wort und Weise, Wesen und Werden, Dokumente*. Königstein im Taunus, 1966.
 13. Schild Franz Joseph: *Der Großätti aus dem Leberberg. Sammlung von Volks- und Kinderliedern, Spottreimen, Sprüchwörtern, Wetter- und Gesundheitsregeln usw. aus dem solothurnischen Leberberg gesammelt von F. J. Schild*. Biel 1864, S. 176–177, vgl. S. 184.
 14. Simrock, Karl Joseph: *Die deutschen Volkslieder*. Frankfurt am Main 1851.
 15. *Solothurner Kalender für das Jahr 1857*. Herausgegeben von mehreren Freunden. Erster Jahrgang 1857 (Entspricht dem Abdruck von 1810).
 16. *Solothurner Kalender*, 1812.
 17. *Solothurnisches Wochenblatt für 1810*. Herausgegeben von Freunden der vaterländischen Geschichte. Solothurn, bey Johann Meyer 1810, Gedruckt bei Ludwig Vogelsang.
 18. *Solothurner Zeitung* 1861, Nr. 14 ff., «Alte solothurnische Volkslieder».
 19. Staal: Hans Jakob vom Staals Reisenotizen und Testament von 1567, herausgegeben und kommentiert von Rolf Max Kully, Solothurn 1993.
 20. Strub, Werner: *Das alte Grenchner Lied «Es het e Buur es Töchterli»*. In: *Heimatbuch Grenchen. Die vergangenen Jahrhunderte bis in die Gegenwart dargestellt*. Solothurn 1949, S. 547–549.
 21. Tobler, Ludwig: *Schweizerische Volkslieder. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben*. Frauenfeld 1882. 2, 175.
 22. Welcker, Hermann: *Dialektgedichte. Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten*. Leipzig, 1889, S. 46: «Der Dursli dingt z Chrieg (Solothurn)».
 23. Wienker-Pipho, Sabine: «Je gelehrter, desto verkehrter». *Volkskundlich-Kulturgeschichtliches zur Schriftbeherrschung*. Münster 2000.
 24. Wyss, Johann Rudolf (Hrsg.): *Sammlung von Schweizer-Kühreihen und Volksliedern / Recueil de Ranz de vaches et chansons nationales de la Suisse*. Bern, bei J. J. Burgdorfer, Buchhändler / Chez J. J. Bourgdorfer, Libraire, 4. Ausg. 1826 (Faksimile-Nachdruck 1979).
 25. Xalvi: *Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Übersicht der Lieder aussereuropäischer Völkerschaften*. Leipzig 1840.

